



## Ihr Leben nach der Luftbrücke

*Im Sommer 2021 fliehen Tausende vor den Taliban aus Afghanistan, auch Tamina Ahmadi, eine junge Helferin der Bundeswehr. Ein Jahr später lebt sie in Deutschland, kämpft um ihr Visum und trifft AKK. Sie will abschließen mit ihrer Rettung. Doch sie musste etwas zurücklassen – ihre Kinder.*

Von Christian Schweppe, The Pioneer, 07.08.2022

Um gut durch den Weltuntergang zu kommen, war Tamina Ahmadi genau ein Rucksack geblieben, so viel konnte sie mitnehmen. Was sie tragen konnte, stopfte sie hinein, verließ das Haus ihres Vaters, in der Straße ohne Namen irgendwo im Süden Kabuls, und fuhr der Katastrophe entgegen, die sie einmal ihre Heimat genannt hatte.

Afghanistan, jetzt bloß noch das implodierende Gebilde eines Staates, von dem sich eine ganze Hemisphäre vorgemacht hatte, es durch 20 Jahre westlicher Militärpräsenz befrieden zu können.

Aber es gibt keinen Frieden in Afghanistan.

Als Tamina Ahmadi das begreift und hastig ihre Tasche packt, ist es fast zu spät. Sie weiß damals nicht, ob sie es noch außer Landes schaffen wird, ehe die Islamisten alle Grenzen schließen würden.

Im Rucksack sind einige Shirts, ihr Handy, ein zusätzlicher Akku, viel mehr nicht. Den schweren Koffer, den sie ebenfalls gepackt hat, lässt sie zuhause. Damit wird sie es nicht bis zum Flughafen schaffen, von wo sie ausgeflogen werden soll. Als Helferin der Bundesregierung hat sie einen Anspruch darauf, wenigstens auf dem Papier.

So schließt Ahmadi ein letztes Mal die Tür des Hauses, das ihr Vater selbst gebaut hatte. Quälende Tage vergehen, in denen Ahmadi sich durch Straßensperren



mogelt, ihr Gesicht unter einem Schal versteckt und es nicht wagt, in die Fratzen der Islamisten zu blicken.

Sie erreicht die mörderische Menschenmenge, die sich vor dem Flughafen staut, tagelang, mit Glück schafft sie es schließlich hindurch.

Am Morgen des 24. August, einem Dienstag, macht Tamina Ahmadi ein Foto auf dem Rollfeld, sie und ihre Eltern besteigen endlich eine graue Militärmaschine, den Rucksack trägt sie über der Schulter. „Ich habe die Kugeln auf der Straße gesehen. Es war alles real“, schreibt sie. Kabul sei plötzlich die Hölle gewesen.

An Bord kauern Hunderte auf den Boden, dicht an dicht. Ein letzter Strahl des Sonnenaufgangs, dann schließen die deutschen Piloten die Klappe am Heck und verlassen Kabul im Steilflug.

In 30 Stunden werden sie alle in Deutschland sein, in Sicherheit.

## **Ein Jahr nach dem Exodus**

Was die Welt damals verfolgt, war nicht weniger als eine der dunkelsten Stunden der Nato-Allianz. Schon Monate zuvor, für alle sichtbar, hatten die militant-islamistischen Taliban ihre Militäroffensive gestartet. Die USA hatten gerade ihren Abzug verkündet. Die Islamisten eroberten ab Anfang August binnen weniger Tage fast alle Provinzhauptstädte, Kabul nahmen sie dann kampflos ein.

Am Flughafen lief die internationale Rettungsmission an, eine, wie es sie noch nie zuvor gegeben hatte. Dutzende Staaten schickten Flugzeuge, um die Menschen auszufliegen, die unter Taliban plötzlich in großer Gefahr schwebten, vor allem jene, die mit der Nato gearbeitet hatten.

Menschen wie Tamina Ahmadi.

Auch die Bundeswehr war nach zwei Jahrzehnten abgezogen und beteiligte sich nun eilig an der Luftbrücke, doch für viele Helferinnen und Helfer, die so genannten Ortskräfte, war es längst zu spät. Sie hätten viel früher ausgeflogen werden müssen,



wurden es aber nicht. Nicht im Mai, nicht im Juni, nicht im Juli. Stattdessen kümmerten sich die Deutschen lieber um einen 27 Tonnen schweren Felsen, den sie als Gedenkstein genutzt hatten.

Ihn flogen sie nach Hause – ihre Ortskräfte nicht.

Dabei hatte auch Tamina Ahmadi für die Bundeswehr gearbeitet und Propaganda der Taliban analysiert, jahrelang, unter großer Gefahr. Als die Islamisten einrückten, endete für die junge Frau das Leben wie sie es kannte.

Doch die Deutschen ließen sie allein, mit unserem Reporter hielt Tamina Ahmadi auf ihrer Flucht Kontakt. So begann eine Geschichte von unsagbarem Mut und großer Angst, von Versagen und Schuld, Willkür und Würde, Glück und Unglück.

Ein Jahr nach ihrer Flucht bleiben für Ahmadi noch immer all die Bilder aus Kabul, Militärhelikopter, Koordinaten von Fluchtrouten, die Bombe, die am Ende hunderte Menschen tötete, die fliehen wollten. Wie sie.

Damals war es die Vergangenheit, die Ahmadi ihre Zukunft diktierte. Nur wegen ihrer Arbeit mit der Bundesregierung hatte sie das Land über Nacht verlassen müssen. Was denkt sie heute über die Deutschen? Kann sie abschließen mit diesem Teil ihres Lebens?

Die historischen Tage von Kabul haben Deutschland für immer verändert, sie drohen das Ansehen mehrerer früherer Bundesminister zu zerstören, etwa von Heiko Maas (SPD), damals Außenminister, oder Horst Seehofer (CSU), dessen Innenministerium bis zum Schluss die Aufnahme von Menschen verweigerte.

Die Frage nach der Verantwortung, sie steht in der Tat über allem. Wie wertegeleitet ist die deutsche Außenpolitik? Schert sich die Bundesregierung darum, was aus jenen wird, die ihr im Ausland helfen?

In Berlin soll das ein Untersuchungsausschuss klären. Jeder, der in dem Gremium sitzt, sollte dabei die Geschichte von Tamina Ahmadi kennen, was sie erleben musste und was aus ihr geworden ist, ein Jahr nach dem Weltuntergang.



1.243 Chatnachrichten tauschten Ahmadi und unser Reporter im August 2021 während ihrer Flucht aus. Inzwischen sind es noch viel mehr geworden. Denn auch im Exil haben wir sie begleitet.

### **August 2021: Willkommen in der Provinz**

Die Bundeswehrmaschine fliegt Ahmadi und ihre Eltern im Sommer 2021 nach Taschkent in Usbekistan, von dort ging es weiter zum Frankfurter Flughafen. Mehr als 30 Stunden sind sie unterwegs.

In Frankfurt müssen sie abermals eine ganze Nacht lang warten, ehe sie endlich Einreisepapiere erhalten. Plötzlich geht alles schnell, ein Iraner stellt Fragen für das BAMF, jene Behörde, die für Flüchtende zuständig ist.

Ahmadi hat eine Mappe mit allen wichtigen Dokumenten unter dem Arm, doch der BAMF-Mann fragt nicht danach. Es dauert keine fünf Minuten, dann wird handschriftlich etwas in ihren Pass gekritzelt und ein Stempel gesetzt.

Der Nächste!

Sie ist einfach nur froh, als das erledigt ist. Ahmadi schaut nicht nach, was der deutsche Staat ihr gerade in den Pass geschrieben hat. Wie sollte sie ahnen, dass nach der Odyssee, die hinter ihnen liegt, dieses unschuldige Gekritzelt schon bald dazu führen wird, dass sie auch die neue Heimat wieder verlieren könnten, ihren sicheren Platz in Deutschland.

Sie werden in einen Bus nach Nordrhein-Westfalen gesetzt, Ahmadi dämmert weg. Als sie aufwacht, haben sie ein altes Bürogebäude in Viersen erreicht, unweit der Grenze zu den Niederlanden. Früher war hier der Kaiser's-Supermarkt, jetzt ist es ein Flüchtlingsheim. Der Sicherheitsmann am Zaun sagt, er dürfte nicht verraten, wie viele hier nun lebten. 247 Menschen aus Afghanistan sind es, bis jetzt.

Tamina Ahmadi erhält die Nummer V107162 und bezieht Zimmer 107 in der Erstaufnahmeeinrichtung, dieses Wort lernt sie jetzt.



Sieben Tage nach ihrer Flucht spielen draußen Kinder Fußball, große und kleine gemeinsam, manche in barfuß, mit ihren Schuhen haben sie die Tore markiert.

Ahmadi kommt raus an den Zaun. „Hello! How are you?“, fragt sie, als wäre nicht sie diejenige, die man genau das unbedingt fragen müsste. „Heute Morgen habe ich versucht, beim Fußball mitzuspielen, aber das wollten sie nicht“, sagt Ahmadi, lacht und blickt hinüber auf die Wiese. „Ich habe noch immer die Kinder vom Flughafen in Kabul vor Augen. Wie sie vor mir und hinter mir warteten, so viele Tage lang.“

Während der Flucht, erzählt sie, habe es kaum Zeit gegeben, Pläne zu hinterfragen. „Du musstest entscheiden innerhalb eines Blinzeln.“ Erst im Flugzeug habe sie ihre Entscheidungen analysiert. „Mit den meisten bin ich sehr glücklich.“

Zur Wahrheit gehört: Viele hatten weniger Glück. Und auch in der Geschichte von Tamina Ahmadi gibt es etwas, das sie bislang nicht erzählt hat. Das man damals auch nicht aufschreiben konnte, weil es eine Gefahr gewesen wäre.

Für die zwei Menschen, die Tamina Ahmadi zurücklassen musste: ihre Tochter und ihren Sohn nämlich.

Sie waren bei ihrem Ex-Mann geblieben, also in Afghanistan, dem alten und neuen Land der Taliban. Es war nicht gut ausgegangen zwischen ihm und Ahmadi.

## **Die Kinder**

In den nächsten Wochen muss Ahmadi die Formalitäten mit den Deutschen klären, die entscheiden, wo sie alle bleiben dürfen.

Und sie muss mit den Afghanen regeln, was aus ihren Kindern wird. Sie sollen nachkommen, aber wie bitte soll das gehen? Sie stehen auf der deutschen Evakuierungsliste und haben eine Aufnahmezusage, aber das interessiert ihren Ex-Mann nicht.



Für den Moment ist es so: Er hat die Kinder – Ahmadi ihre Pässe. Sie steckten in ihrem kleinen Rucksack.

Als sie in Deutschland ist, sagt ihr Ex am Telefon: „Du hast dich für die Freiheit entschieden, wir für den Weg des Islam.“ So erzählt Ahmadi es. Es beginnen Wochen, in denen sie grübelt und grübelt, wie die Kinder zu ihr kommen könnten. Vielleicht über Usbekistan? Den Landweg?

Sie will die Deutschen danach fragen. „Ich kann nicht einfach Nichts tun. Ich muss mein Bestes geben.“

Aus ihr spricht jene Ungeduld, die bei der Flucht ein Segen war und ihnen letztlich den Platz im Flugzeug sicherte. Jetzt, in Deutschland, ist die Ungeduld ein Fluch. Denn es wird nicht einfach werden, die Kinder wiederzusehen – und falls es gelänge, würde es dauern.

Dabei fühlt sich in Viersen sowieso schon alles langsam an, sie sitzen herum, werden im Unklaren gelassen, wann und wie es weitergeht. Der September kommt, Ahmadi schreibt: „Schwierige Tage.“

Sie versucht, nicht zu viele Nachrichten aus Kabul zu lesen, keine Bilder zu sehen, die sich einbrennen könnten in ihrem Kopf. Da ist ja schon genug. Ahmadi muss an zu Hause denken.

„Die Taliban unterscheidet rein gar nichts von Schlägern und Räufern. Zurückgebliebene, die bestimmte Ethnien verschwinden lassen wollen.“

Dann beginnt eine Bekannte, ihr heimlich Nachrichten aufs Handy zu schicken, sie weiß über Ahmadis Kinder Bescheid und Ahmadi vertraut ihr. So erfährt sie, wo die Kinder sind und wie es ihnen geht. Im Augenblick: eher nicht gut.

Ahmadi zeigt ein Foto ihres Sohnes – er hat darauf ein blaues Auge. „Das zu sehen, macht mich wahnsinnig.“ Die Bekannte habe ihren Jungen kurz sprechen können, er habe ihr nur gesagt, dass der Papa böse mit ihm gewesen war.

„Das ist schonmal passiert“, sagt seine Mutter im fernen Exil leise.



## **Chaos im Amt: Müssen sie zurück?**

Endlich kommt jemand zu Besuch, den Ahmadi schon kennt. Simon, der britische Soldat, der ihr Wochen in Kabul nachts die Hand gereicht hatte und sie in den rettenden Flughafen ließ. Der ihre Papiere prüfte und den Weg zu den Deutschen wies auf dem chaotischen Flugplatz.

Simon hat Verwandtschaft in Deutschland, wo Retter und Gerettete endlich reden können. „Ich hatte so viele Fragen an ihn“, sagt Ahmadi. Er habe viel erzählt vom britischen Militär, für das er elf Jahre lang gedient hatte, auch in der Provinz Helmand. „Kriegsgeschichten“, sagt Ahmadi.

Am Abend nach dem Treffen kann sie nicht schlafen. „Was ich gehört habe, war nicht gut. Geschichten, in denen Bomben auf unschuldige Menschen geworfen worden sind.“ Dass Simon ihr aber half an ihrem letzten Tag in Afghanistan, wird sie ihm nicht vergessen.

Der Besuch lenkt ab vom BAMF, das Ahmadi immer besser kennenlernt, ohne dabei eine Wahl zu haben. Sie hofft, in die Nähe von Berlin ziehen zu dürfen, aber das kann ihr niemand versprechen. Mehr als einen Monat sind sie nun in der Einrichtung, die Ahmadi „das Camp“ nennt. Sie sagt: „Zu viel Warten ist nicht gesund.“

Sie sind die Letzten von denen, die mit ihnen angekommen waren und nun noch immer nicht weiterverteilt wurden. Dafür haben sich die Behörden etwas ausgedacht: den Königsteiner Schlüssel, er verteilt Flüchtlinge im gesamten Bundesgebiet. Auch Ahmadi und ihre Eltern werden nicht in Viersen bleiben, das ist klar. Doch wie geht es weiter?

Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, so heißt das BAMF mit vollem Namen, meldet sich nun. Man hat ein zweiseitiges Schreiben aufgesetzt, das gleich in drei Sprachen zugestellt wird.

Betreff: „Ihr weiterer Verbleib in Deutschland“.



Ahmadi beginnt zu lesen. Die Anrede in der deutschen Version klingt zunächst freundlich („Sehr geehrte Dame, sehr geehrter Herr“), doch der Ton ist bedrohlich: Sie müsse in den nächsten 90 Tagen wieder ausreisen, denn „bei Ihrer Kurzbefragung“ habe sie nicht angegeben, dass sie eine Ortskraft gewesen sei.

Ahmadi soll also wieder gehen, nach einer Flucht, die andere das Leben kostete. Oder wie das BAMF sagt: „Die Erteilung eines Aufenthaltstitels scheidet gegenwärtig aus.“

Es ist ein Schock. Was nur hat sie falsch gemacht? Sie liest erneut: „Kurzbefragung? Welche Kurzbefragung?“ Sie erinnert sich an den Iraner in Frankfurt, der ihr beiläufig kurze Fragen zu genuschelt hatte und der ihre Papiere, die sie eindeutig als Ortskraft auswies, nicht sehen wollte. Der BAMF-Mitarbeiter hatte es ja nicht einmal geschafft, das richtige Datum in ihren Pass einzutragen.

Das BAMF auf diese offenkundigen Fehler hinzuweisen, so dass man dort den Irrtum schließlich einräumt, wird ganze zwei Wochen dauern. Immerhin entschuldigt man sich bei Ahmadi, sogar schriftlich: „Wir bedauern die hierdurch entstandene Irritation.“

Schöne Grüße aus Nürnberg.

Der Vorfall verunsichert die Familie. Bald haben sie das Gefühl, dass die Einrichtung sie trotzdem loswerden will. Fast als würde man sie zwingen wollen, endlich weiterzuziehen. Die Betten werden immerhin gebraucht, in Viersen geht es zu wie auf einem Umschlagbahnhof.

Erneut bekommt Ahmadi ein Schreiben in die Hand gedrückt, diesmal von den Maltesern, die das Camp betreuen. Es ist diesmal auf Persisch formuliert und sagt das aus, was doch gerade erst ausgeräumt worden war – dass sie nicht bleiben dürften. Was soll das alles?

„Das hier ist so verrückt“, sagt Ahmadi am Telefon.





„Sie haben uns gesagt, wir müssten uns um Asyl bewerben.“ Doch das ist weder richtig, noch wäre es die Entscheidung der Malteser. Ins langwierige Asylverfahren müssen Ortskräfte, die geprüft wurden, nämlich genau nicht.

Erst nach Tagen löst sich der zweite Schock auf: Namen seien wohl irgendwie durcheinandergeraten, heißt es von den Maltestern. Wenig später steht endlich fest, dass Ahmadis Anspruch auf ein humanitäres Visum offiziell bestätigt ist.

Den Eltern droht weiter das Asylverfahren. Sollten sie diesen Weg gehen müssen, könnte die Familie im schlimmsten Fall getrennt werden. Vater und Mutter müssten dann in einem Heim leben, ihre Tochter bekommt bald eine eigene Wohnung, wenn es gut läuft.

Es sind Wochen, in denen sie sich an die angebliche deutsche Gründlichkeit erinnert fühlt, die sie schon auf dem Kabuler Flughafen erlebt hatte – wo nämlich nicht eine Spur davon zu finden gewesen war.

Stattdessen schnappte Ahmadi bloß diese bedrohlichen Vokabeln von den Deutschen auf. Krisenunterstützungsteam, oder Einsatzführungskommando. In Viersen geht das so weiter, jetzt heißen sie Asylbewerberleistungsgesetz oder Bezirksregierung, wieder solche langen, unaussprechlichen Worte, die sie nicht versteht.

Während Ahmadi mit dem BAMF und den Maltesern kämpft, kommen neue Familien an. Hunderte. Sie schreibt: „Es ist zu laut, zu voll. Es reicht jetzt.“

## **Was zurückblieb**

Mehr als einen Monat nach ihrer Ankunft ist noch immer unklar, wohin sie als nächstes kommen.

In Kabul kümmert sich ein Bekannter um das Haus, manchmal ruft er an. Ahmadi traut ihm nicht, er sei Prediger in der Moschee gewesen und diese Menschen stünden den Taliban mindestens nahe, meint sie. Dass sie ihn für einen heimlichen



Talib hält, erzählt sie ihrem Vater nicht. Ihre Beziehung ist auch so schon schwierig, seit Wochen müssen sie sich ein Zimmer teilen.

Der Vater hatte bleiben wollen, aber Ahmadi sagte ihm: „Was bringt dir das Haus, wenn du kein Leben mehr hast?“ Sie wusste, dass auch er, der Pensionär, über Nacht in Gefahr geriet, denn er hatte früher für die Regierung gearbeitet. Im Bildungsministerium.

So gingen sie, zu dritt. Das meiste Geld blieb auf der Bank in Kabul, ihre alten Fotoalben blieben zurück. Auch der Laptop, ihre Klamotten. Dabei könne sie doch nichts Fremdes anziehen, ein Tick von ihr. Ihre Schwester will einen Koffer schicken, sie lebt im Ausland und hat noch etwas von Ahmadi im Schrank hängen.

Hoffentlich kommt es schnell an, denn es wird kälter in Deutschland.

## **Ghost Town**

Mitte Oktober ändert sich die Lage. „Wir sind seit Mittwoch in Doberlug-Kirchhain“, schreibt Ahmadi. Mehr als 600 Kilometer entfernt von Viersen, immerhin näher an Berlin, wo sie hinwollen. Trotzdem ist es nur die nächste Zwischenwelt, die zweite Erstaufnahmeeinrichtung. Irgendwo bei Dresden.

An einem Sonntag treiben sich die letzten Wespen des Sommers in der Bäckerei Bubner herum, die gegenüber eines Kriegerdenkmals liegt und wo es heute die letzten Stücke Brandenburger Apfelkuchen mit Streuseln gibt.

„Die Heimat macht den Geschmack“, steht drinnen auf einer Tafel.

Hier erzählt Tamina Ahmadi, die auch gerne irgendwo zu Hause wäre, von ihrem neuen Ausweis, den sie in der Einrichtung bekam. Wieder wird sie fotografiert, wieder gibt es eine Registrierungsnummer, diesmal die MRL-0771, die ins System vom *Deutschen Roten Kreuz* wandert, welches diese Einrichtung betreut.

In der Stadt, sechs Kilometer davon entfernt, sind viele Geschäfte verrammelt und leer. Ahmadi findet schnell einen Namen für all das hier: Ghost Town.



Tatsächlich ist Doberlug-Kirchhain genau so eine Zwischenwelt wie Viersen oder der Kabuler Flughafen, wo sie bloß warten und hoffen konnten.

Aber hier fühlt sich alles endgültig einsam an – die Einrichtung liegt mitten im Wald. Nur ein paar Mal am Tag fährt ein Bus in die Stadt und sogar in Kabul war das Internet schneller, erzählt Ahmadi.

Am 15. Oktober erreicht sie einen Tiefpunkt.

Sie will zurück nach Afghanistan und die Kinder im Zweifel selbst holen. Dass das aus dutzenden Gründen keine gute Idee ist, weiß sie selbst. Auch die Behörden würden Zweifel haben, ginge sie jetzt zurück, da nun endlich ihr Aufenthalt genehmigt worden war.

Aber so rational denkt sie nicht. „Meine Tochter ist noch keine drei Jahre alt. Wie könnte irgendein Beamter denn bitte nicht verstehen, wenn eine Mutter nun zurückwollen würde, um ihre Kinder zu holen?“

Es wird langsam Winter, Ahmadi bleibt dann doch. Die Tage werden kürzer, hinter dem Wald liegt irgendwo Finsterwalde, und genau so fühlt sich alles hier auch an. Einmal werden sie nach Eisenhüttenstadt gebracht, dort medizinisch untersucht und biometrisch vermessen, danach geht es zurück.

Gäste dürfen nicht hinein in die Einrichtung, so muss man sich auf die Erzählung von Ahmadi verlassen. Es gibt drei Gebäude, eines nur für Familien. Offenbar ist alles ein altes Kasernengelände der Bundeswehr.

An einem Abend erzählt Ahmadi im Chat, dass es rassistische Kommentare gegeben habe, dass sich andere Mitarbeiter aber für ihre Kollegin entschuldigt hätten.

Auch in der Ghost Town wird Ahmadi nicht glücklich, es gibt nichts zu tun und wenn sie auf ihr Handy schaut, sieht sie schlechte Nachrichten, etwa wie die Taliban Journalisten schlagen, die über Proteste in Kabul berichtet hatten.

„Hast du das gesehen?“, fragt Ahmadi. Dann folgt lange nichts. Auch sie war in Kabul zur Journalistin ausgebildet worden, vor langer Zeit.



## **Zu Besuch bei AKK**

An den Grenzen Afghanistans bleibt die Lage unübersichtlich. Es ist nicht klar, welche man passieren kann, von den Kindern hört Ahmadi selten etwas.

Unerwartet folgt eine Nachricht aus Berlin: Jemand möchte sie sehen, die Verteidigungsministerin. Durch die Recherchen von The Pioneer noch während Ahmadis Flucht hat Annegret Kramp-Karrenbauer von ihrem Fall erfahren und gesagt: „Wir werden alles versuchen, das zu klären.“

Zwar landete Ahmadi auf den deutschen Evakuierungslisten, doch in den Flughafen würde sie später nicht die Bundeswehr einlassen – sondern der Brite Simon.

An einem Mittwoch holt sie in Brandenburg nun ein Fahrer des Ministeriums ab. Kramp-Karrenbauer räumt eine Stunde in ihrem Kalender frei. Sie wird keinen Berater mit in das Gespräch nehmen, keinen Fotozirkus veranstalten.

Niemand erfährt davon: Kramp-Karrenbauer möchte selbst hören, wie das war mit Ahmadis Flucht, immerhin gab sie den deutschen Einsatzbefehl.

Ahmadi überlegt sich, was sie sagen will. Sie ist dankbar für ihre Rettung, aber: „Die Deutschen hätten das viel besser organisieren müssen. Jedes der Nato-Länder hätte Menschen wie mich seit Monaten ausfliegen und retten können.“ Vielleicht wären dann weniger Menschen gestorben, sagt sie.

Am 27. Oktober zwischen 15 bis 16 Uhr treffen die frühere Ortskraft und die Ministerin aufeinander, vertraulich im Bendlerblock. Ahmadi trägt eine Brosche an diesem Tag, die sie bei einer Veranstaltung für Frauenrechte bekommen hatte. Draußen am Tor wird sie später, etwas verschüchtert, von einem „guten Treffen“ sprechen.

Drinnen hätten die beiden Klartext gesprochen: „Ich glaube nicht, dass der Kollaps von Kabul eine Überraschung war. Wir kannten alle die Fähigkeiten der afghanischen Armee. Nachdem die ersten Städte gefallen sind, war doch klar, dass das



ganze Land wieder an die Taliban gehen würde. Nicht eine Stadt ist doch zurückerobert worden, als sie übernommen hatten.“

Kramp-Karrenbauer habe gefragt, warum die Armee sich nicht gewehrt habe. Ahmadi habe geantwortet, dass selbst die Kinder in Afghanistan wüssten, wie sehr die Armee von der Korruption gelähmt sei.

Der Ministerin gibt sie eine Warnung mit: Die Taliban seien nicht so friedlich wie sie täten. „Sie tun das nur, um internationale Anerkennung zu bekommen. Aber wir, die Menschen aus Afghanistan, wissen, wer sie wirklich sind.“

## **Winter 2021: Ein neuer Anfang**

Der November bringt die entscheidende Wende, zum letzten Mal setzt der deutsche Staat sie in einen Bus, diesmal geht es in eine Stadt im Umland von Berlin. Genau hierher hatte Ahmadi ziehen wollen, vielleicht könne sie dort für englischsprachige Medien arbeiten, hofft sie.

Dass sie den Job beherrscht, zeigte sich im Kabuler Flughafen, wo sie damals die sich zuspitzende humanitäre Lage mit Fotos dokumentierte – als keine westliche Presse mehr vor Ort war.

Die Ghost Town lässt Ahmadi hinter sich und kann wieder etwas lächeln. „Wenigstens hattest du dort ein richtig gruseliges Halloween“, scherzte ihre Schwester, erzählt Ahmadi.

Endlich wird vieles besser. Sie kriegt ein eigenes Zimmer, im vierten Stock, und schläft in ihrem nagelneuen Bett zum ersten Mal seit Monaten wieder ohne ihre Eltern im selben Raum. „Prima“, schreibt sie auf Deutsch.

Danach: Einkäufe bei Kaufland, Besuche beim Bürgerservice und im Kiosk, wo sie ihrem Vater eine deutsche SIM-Karte kauft. Er ist längst draußen unterwegs und erkundet die neue Stadt zu Fuß; ohne Google Maps, braucht er nicht. Seine Langeweile legt sich, die Zwischenwelten liegen hinter ihnen.



Sie kriegen das nun schriftlich: 78 Tage nach der Flucht aus dem Haus in Kabul – elf Wochen – bestätigt ihnen der Bürgermeister, dass auch Vater und Mutter nach § 22 des Aufenthaltsgesetzes (AufenthG) akzeptiert werden. Bis mindestens 2024 dürfen sie bleiben, müssen nicht ins Asylverfahren, werden nicht voneinander getrennt.

Als Angehörige einer bedrohten Ortskraft gesteht man ihnen jetzt die neue Heimat zu. Eine Heimat ohne Krieg, aber mit Sparkassenkonto.

## **Der Sprachkurs – und ein Wiedersehen**

Mit den Schreiben der Behörden geht jetzt alles voran. Ahmadi besucht für ihre Eltern die Ausländerbehörde, für sich selbst findet sie einen Deutschkurs an der Volkshochschule. Fünf Tage die Woche, immer bis 13 Uhr.

Ihre Klasse: 15 Schülerinnen und Schüler, aus den USA, Indien und der Türkei, Arabien, von den Phillipen und aus Peru. „Sie sind sehr nett“, sagt Ahmadi.

Sie lernen Deklinieren und die eigentümliche Grammatik, die so viel schwerer ist, sagt Ahmadi, als Dari. Andererseits: Sie kann das mit den Sprachen, spricht Englisch, Rumänisch, Hindi, Urdu und Paschtu.

Sie bekommt einen neuen Computer zum Arbeiten und schickt Videos aus dem Park, trägt eine anständige Jacke. Ahmadi trifft mit den Wochen jene Menschen wieder, die bei der Flucht geholfen hatten – als Privatleute das übernahmen, was die Regierung hätte leisten müssen.

Wie Katja Heinemann, die Notfallreferentin von Reporter ohne Grenzen, die Ahmadi mit einer Zivilmaschine hatte ausfliegen wollen, ehe Ahmadi es auf die Militärmaschine geschafft hatte. „Von 160 afghanischen Familien, die wir bei der Ausreise mithilfe der Menschenrechtsliste unterstützen konnten, war sie die einzige Journalistin, die von der Bundeswehr evakuiert wurde“, sagt Heinemann heute.



Auch den Sicherheitsmanager Friedrich Haas sieht Ahmadi wieder, er hatte ihr damals wichtige Informationen zur Lage an den Flughafentoren beschafft und fädelt bis heute Evakuierungen ein, oft ohne Honorar.

Die Veteranen der SDEk e.V., einer Hilfsorganisation aus Sachsen, kümmern sich ebenso um sie, wo es ging. Auch diese Gruppe betreut bis heute Tausende, die weiter am Hindukusch ausharren und sich versteckt halten.

Der Mann, der Ahmadi bei der Bundeswehr als Ortskraft eingestellt hat, schreibt noch heute mit ihr. „Wir waren eine Mannschaft, das endet nicht einfach“, sagt er. Monatelang hatte er damals die Bundeswehr, aber auch im Bundestag, auf die drohende Gefahr für Ahmadis Ortskräftebüro hingewiesen – doch nichts war passiert. „Moralisch war das falsch“, sagt der Soldat.

Das denkt auch der Oberst, der Ahmadi in jenem fatalen August wiederholt auf deutsche Evakuierungslisten gesetzt hatte. Das war kompliziert, denn die eine Liste gab es nicht – jedes Ministerium führte eigene Ausreisetabellen. Auf dem Weg zum abgeschirmten Kabuler Flughafen gingen zudem viele Informationen verloren. „Aber wenn sich eine durchboxt, dann sie“, sagt der Oberst heute.

Ahmadis Geschichte werde er sicher nie vergessen.

Zur Rolle seiner Bundeswehr bei der Luftbrücke sagt der Oberst: Man tat, was ging. Die Fehler wurden vorher gemacht, viel war auf dem Flughafen nicht mehr auszurichten, zu groß war der Ansturm, die Unsicherheit und das Chaos an den Toren. Nicht Flugzeuge hätten gefehlt, sondern ein kontrollierter Einlass in den gesicherten Abflugbereich.

Trotzdem: „Es ist und bleibt scheiße“, sagt auch dieser Mann vom Militär.

## **Was das neue Jahr bringt**

Heiligabend kommt, Ahmadi schreibt in den Chat: „Frohe Weihnachten.“ Bald beginnt das neue Jahr. Sie wird ihre erste Prüfung bestehen und das Sprachniveau B1



ohne Mühe meistern. Sie ziehen nochmal um, in zwei Wohnungen, in denen sie länger bleiben können.

Sie werden den ersten deutschen Schnee sehen und alles filmen.

Die Geschwister kommen, die Eltern werden gegen das Coronavirus geimpft, das Herz des Vaters macht Probleme, aber sie finden Tabletten dagegen. Dem bei der Flucht verletzten Knie der Mutter wird es besser gehen, auch wenn es womöglich operiert werden muss.

### **Wird sie die Kinder jemals wiedersehen?**

Offen bleibt ein Letztes, das Wichtigste – die Zukunft ihrer Kinder. Ahmadi waren bis jetzt die Hände gebunden, ihr Ex-Mann stur geblieben.

Sie vertraut ihm nicht: „Er redet viel, aber macht wenig.“ Dass sie ohne die Kinder floh, bereue sie, sagt Ahmadi im Januar in einem Berliner Café.

Allerdings tut sich tausende Kilometer entfernt in Afghanistan etwas, jetzt wollen auch ihr Ex und seine neue Frau raus. Sie haben einen Weg überlegt, bei dem die deutsche Universität, an der er einmal studiert hatte, eine Aufnahmezusage erwirken könnte.

Sie besorgen sich Pässe in Kabul. Jetzt brauchen Ahmadis Kinder noch ihre Pässe zurück, die bei der Mutter geblieben waren. Aber soll sie die Papiere wirklich an ihn zurückschicken? Hat er sie und die Kinder, entscheidet auch er allein über ihre Zukunft.

Es ist ein Risiko, aber Ahmadi muss es eingehen. Ein Mittelsmann setzt sich ins Flugzeug, übergibt in Afghanistan wenig später dem Vater die Pässe. „Danach werden wir sehen.“

Die Übergabe gelingt, „crazy drama“, schreibt Ahmadi.





Sie hat ihren Ex-Mann überlistet, der sie seit Monaten nicht mit den Kindern sprechen lässt. Er bekäme die Pässe, wenn sie mit ihnen am Telefon reden dürfe. So wurde es gemacht.

Ihr Sohn habe immerhin erzählt, welche Spiele er so spiele. Ihn hat sie zuletzt im August gesehen. Mit ihrer Tochter durfte sie seit April nicht reden. Das war vor fast einem Jahr. Auch diesmal darf sie es nicht. „Er hat gesagt, dass sie schlafe.“ Und sie, die Mutter, hat das Gefühl, dass er die Kinder gegen sie aufbringt.

Trotz allem bricht schließlich der Tag an, der alles vergessen macht. Am 27. Mai um 12.50 Uhr ist da diese Nachricht im Chat: „Meine Kinder sind hier!“

Sie haben es tatsächlich geschafft, mit dem Vater und seiner neuen Frau. Gelandet sind sie in einem Heim an der polnischen Grenze, Ausreise über Pakistan. „Ich habe darauf so laaaaaange gewartet“, schreibt Ahmadi.

Vier Tage später schickt sie ein Foto. Das Foto einer jungen Mutter mit ihrem bald neun Jahre alten Sohn und ihrer inzwischen vierjährigen Tochter.

Sie lächeln.

Rechtlich ist nicht gleich klar, was jetzt folgt, ob es einen Sorgerechtsstreit gibt oder wo die Kinder bleiben. Doch als ein Termin vor Gericht angesetzt wird, der Vater fernbleibt und Ahmadis Sohn der Richterin erzählt, wie das mit dem Papa so gewesen war, ist die Sache klar: Die Kinder bleiben bei ihr.

Die beiden seien okay, sagt Ahmadi, vielleicht ein bisschen traumatisiert. Ihr Ex? „Er hat gesagt, dass er den Weg zum Gericht nicht kenne und kein Geld habe, um zu kommen. Eine Ausrede“, meint sie.

## **Das Ende einer langen Reise**

Schließlich sagt Ahmadi im Frühjahr, sie wolle abschließen mit diesem Kapitel. „Doch es bleibt unaufgearbeitet.“ Unfinished. „Es sind Fehler gemacht worden, die in Kabul das Leben vieler Menschen gefährdet haben.“



Sie wolle sich nicht beklagen. Trotzdem: Warum durften sie nicht früher herkommen? „Warum hat keiner kommen sehen, was passiert ist? Warum gab es keine Pläne?“ Und manchmal ist da noch ein anderes Gefühl: „Ich bin hier – aber so viele andere nicht.“ Ein Jahr nach der Machtübernahme sitzen nach deutschen Regierungsangaben noch immer mehr als Zehntausende am Hindukusch fest.

Zuletzt, bestätigt das Auswärtige Amt, haben die Taliban wieder vermehrt Ausreisen gestoppt. Das deutsche Bundesaufnahmeprogramm, das versprochen wurde, stockt.

Man dürfe ihre Geschichte zu Ende erzählen, sagt Tamina Ahmadi, was sie erlebt hat mit den Deutschen. Sie mag jetzt, da ihre Kinder hier sind, weniger gefährdet sein. Ihren wahren Namen jedoch möchte sie nicht öffentlich lesen, den will sie sich bewahren. Und sie will, dass die Politik endlich klärt, wer für das Jahr, das hinter ihr liegt, verantwortlich ist.

Dass Afghanistan, das Land, das sie wohl für immer aufgibt, nicht vergessen wird und die Taliban nicht einfach anerkannt werden. Für Ahmadi bleiben diese Männer Terroristen, die Frauen Rechte nahmen und die Scharia wiedereingeführt haben.

Männer, von denen sie hofft, dass sie nicht plötzlich mit an jenen Tischen der Macht sitzen dürfen, an denen die Zukunft verhandelt wird.

Im Frühsommer schickt sie Fotos von sich und den Kindern im Park, ihre Tochter trägt eine bunte Haarspange und Rock, ein Kuscheltier im Arm. Ahmadi ist neulich 30 Jahre alt geworden, das vergangene Jahr dürfte sie um einiges älter gemacht haben.

Jetzt, am Ende ihrer Reise, lernt sie wieder ein paar neue Vokabeln, auch das sind lange deutsche Wörter, doch jetzt klingen sie etwas freundlicher.

Wie Schuleingangsuntersuchung. Die stehe nun an, schreibt Tamina Ahmadi.

Ihr Sohn wird bald in die erste Klasse gehen.